

Zeitschrift:	Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins = Revue de l'Association Suisse pour Châteaux et Ruines = Rivista dell'Associazione Svizzera per Castelli e Ruine
Herausgeber:	Schweizerischer Burgenverein
Band:	42 (1969)
Heft:	3
Artikel:	Von unterirdischen Gängen in mittelalterlichen Wehranlagen
Autor:	Schneider, Hugo
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-161193

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auszudehnen. Um der praktischen Durchführbarkeit willen sind deshalb Kompromisse zu schließen, vor allem in der Einteilung des Arbeitsgebietes und in der Auswahl des Materials.»

Der Verfasser hat sich denn auch selbst räumlich und zeitlich zu Recht eine gewisse Beschränkung aufgelegt. Und er hat auch bei dieser Einengung des Gebietes erfahren, daß die Hauptfrage darin liegt, nach welchen Merkmalen überhaupt das ganze Material zu ordnen sei, denn um ein Ordnen handelt es sich doch primär. Die eine Art ist die deduktive, wobei die Gruppen unabhängig von den Fundumständen ganz allein aus dem Arbeitsmaterial heraus nach technologischen oder typologischen, also formalen Merkmalen gegliedert werden. Die andere Art ist die induktive; hier sind die örtlichen und zeitlichen Fundsituationen allein maßgebend. Es ergibt sich im Verlaufe der Arbeit automatisch, daß niemals mit Erfolg nur die eine Methode zur Anwendung gelangen kann. Jedoch dürfte das Pendel je nach Veranlagung und Ausbildung des betreffenden Sachbearbeiters nach der einen oder andern Methode stärker ausschlagen.

So hat denn Lobbedey selbst versucht, durch Vergleich gutdatierter Funde die zeittypischen Kriterien zu ermitteln und die nicht aussagefähigen Merkmale auszuscheiden.

«Für die chronologische Einordnung wurde ein Schema von Horizonten entworfen. Der Begriff ist der Prähistorie entlehnt. Dort pflegt man längere Epochen chronologisch in Stufen zu gliedern, von denen jede sich von den andern durch bestimmte Unterschiede im Fundmaterial unterscheidet. Der Horizont wird unbestimmter gebraucht, um Gruppen von Fundkomplexen zusammenzufassen, bei denen ein charakteristischer Typus in gleichartiger Weise vorkommt und deshalb die ungefähre Gleichzeitigkeit anzunehmen ist.» Diese Methode schützt vor allem davor, daß feste Jahreszahlen, die lediglich als Näherungswerte gemeint sind, unkritisch als sichere Daten aufgegriffen werden.

Wenn man die ganze Arbeit überblickt, so fällt auf, daß natürlich durch den ausgedehnten Bildteil ein unschätzbares Material ausgebreitet daliegt, das jedem Interessierten zu Vergleichszwecken von allerhöchstem Wert ist. Aber auch der schriftliche Teil, der zu einem großen Teil als fortlaufend geschriebener Kommentar zum Materialteil anzusehen ist, enthält eine Fülle von richtungweisenden Fakten.

Mir scheint aber die Grundlage vor allem eine eindeutige Terminologie zu sein, und der Verfasser weist mit aller Dringlichkeit darauf hin. Denn es ist immer unzweckmäßig, verwirrend und schädlich, wenn mit verschiedenen Begriffen Gleches und mit gleichen Begriffen Verschiedenes gemeint wird. In einigen Wissenschaftszweigen ist man deshalb in den letzten Jahren dazu übergegangen, Glossarien aufzubauen, wobei auch die gleichen Ausdrücke in die verschiedenen wichtigsten Sprachen übersetzt wurden. Diese Terminologie gilt aber nicht nur für die Formen, sondern auch für die Materialbeschaffenheit. Wir denken dabei etwa an die Korngröße der Magerung, an die Glasuren, Engoben und die Härte der Keramik.

Lobbedeys Arbeit bringt nicht nur ein unglaublich großes Material, das sich vergleichen läßt, das über eine große Zeitspanne reicht und das nicht nur in Katalogform beschrieben, sondern auch anhand von Abbildungen und Zeichnungen jedem Spezialisten vollumfänglich aufgeschlossen ist.

Auch ein umfassendes Literatur- und Quellenver-

zeichnis ist beigegeben. Es ist dem Autor zu seinem Unternehmen zu gratulieren, denn er hat für eine gewisse Region, die insbesondere uns Schweizer interessiert, eine Grundlage von enormer Wichtigkeit geschaffen und gleichzeitig auch aufgezeigt, wie wichtig die bis anhin in der mittelalterlichen Geschichtsforschung so nebensächlich behandelten Keramikscherben für die Wissenschaft sind.

Hugo Schneider

Uwe Lobbedey: «Untersuchungen mittelalterlicher Keramik; vornehmlich aus Südwestdeutschland». (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung; Schriftenreihe des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster/Westfalen, 3. Band) Berlin 1968. Verlag Walter de Gruyter & Co.

Von unterirdischen Gängen in mittelalterlichen Wehranlagen

Es gibt in unserem Lande kaum eine Burg, in deren Bereich sich nicht ein mittelalterlicher Fluchtgang befinden haben soll. In den meisten Fällen wissen dies die Leute mit «absoluter» Sicherheit, allerdings nur vom Hörensagen. Wir haben in den letzten zwei Jahrzehnten mehrere Burgen ausgegraben, archäologisch untersucht und dabei mit aller Intensität auf Grund der Angaben der ansässigen Bevölkerung nach diesen Geheimgängen geforscht. Stets war uns der Erfolg versagt.

Es ist festzuhalten, daß die bautechnischen Möglichkeiten im Mittelalter noch beschränkt waren. In unserer Gegend stellten die geologischen Verhältnisse den Baumeistern ganz erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Wohl war man in der Lage, zum Beispiel sehr tiefe und sauber gerundete Sodbrunnen aus dem Stein auszuhanzen. Aber unterirdische Fluchtgänge waren normalerweise nicht im mittelalterlichen Bauprogramm. Wir fanden wohl ziemlich lange Stollen als Wasserkanäle oder verhältnismäßig große «Kühlischen» (Englisberg, Kt. Freiburg, und Hasenburg, Kt. Luzern).

Ich bin überzeugt, daß die mittelalterliche Denkweise gar nicht zum Bau von Fluchtgängen führte. Die Burg war ja gar nicht in erster Linie als militärischer Stützpunkt errichtet worden wie zum Beispiel ein Truppenlager, eine Garnison oder ein Kastell. Sie war Wohnsitz und Verwaltungszentrum. Die jeweilige militärische Besatzung war, das zeigen alle Untersuchungen der jüngsten Zeit, stets sehr klein. Die Wehrhaftigkeit entstand aus dem Bedürfnis des Selbstschutzes, da noch keine staatliche Polizeimacht die Sicherheit des Landbewohners garantierte. Städte, Klöster, Kirchen waren ja auch nicht in erster Linie als Wehrbauten gedacht, und dennoch wurden die meisten im Mittelalter mit Mauer, Palisade, Turm und Graben geschützt.

Man beabsichtigte in einem Kampf gar nicht zu fliehen; im Gegenteil suchte man gerade in der Burg den letzten Schutz. Wenn also heute dennoch immer wieder die Idee des Geheimganges Platz gewinnt und auch nicht aus der Literatur zu verbannen ist, so mögen verschiedene Gründe dazu beitragen. Es ist ganz klar, daß dort, wo die Burg reinen militärischen Charakter besaß, z. B. im vorderen Orient, im Heiligen Land, wo sich die abendländischen Invasoren gegen die Mohammedaner zu schützen hatten, auch die bautechnischen Überlegungen der abendländischen Ritter ganz

andere waren. Der erste und der letzte Gedanke galt der Sicherheit, der Sicherheit von Leben und Gelände. Auch die geologischen Verhältnisse waren ganz anders geartet. Ich habe in Akko selbst mehrere unterirdische Gänge durchschritten. Es handelte sich dort aber nicht um Fluchtgänge, sondern vorwiegend um Verbindungsstollen zum nahen Hafen. Solche Verbindungswege, vor allem, um in einem Verteidigungssystem die «innere» Linie zu beherrschen, sind noch bei vielen dortigen Wehranlagen der Johanniter und der Templer anzutreffen. Ein weiterer Grund zur Annahme von unterirdischen Geheimgängen mag darin liegen, daß sich um die Burgruinen seit dem letzten Jahrhundert ein Hauch von Romantik gelegt hat. Verträumt, von Ranken umschlossen und durch Baumgruppen abgeschirmt, zieren heute viele Burgruinen die Höhen unserer Gegend. Der Gedanke, daß in diesem geheimnisumwitterten Gemäuer einst Burgfräuleins lebten, Burggespenste herrschten, Strauchritter auf Kaufmannskolonnen lauerten, welche ihre Ware über die im Tale verlaufenden Handelsstraßen säumten, lag nahe. Diese Vorstellung entspricht nicht den sachlichen Gegebenheiten. Strauchrittertum und Fehde sind nicht miteinander in Beziehung zu bringen. Fehde gehörte zum mittelalterlichen Rechtsbegriff. Strauchrittertum war eine Späterscheinung und kam in vereinzelten Fällen vor. Es handelte sich dabei um eine Folge der gesamten wirtschaftlichen Umschichtung im Mittelalter, welcher das Aufkommen der Städte zu Lasten des Adels parallel ging. Strauchritter hätten Ausfalltörcchen und Geheimgänge gebraucht. Der Adel als tragende Gesellschaftsschicht brauchte sich solcher technischen Hilfsmittel nicht zu bedienen.

Im weiteren ist zu bedenken, daß seit dem 16. Jahrhundert unterirdische Gänge, sogenannte Sappen, tatsächlich konstruiert wurden. Sie standen aber nicht mit dem mittelalterlichen Wehrbau, sondern mit dem aufkommenden Schanzenbau in Beziehung. Die großen Festungsanlagen, sie sind allgemein unter dem Begriff «Vaubanfestungen» (benannt nach dem französischen Festungsingenieur) bekannt, waren Anlagen, welche gegen die immer wirksamere Pulverwaffe errichtet wurden. Auf und in diesen waren die Geschützstellungen. Die einzelnen Kasematten verband man mit unterirdischen Gängen. Nicht daß sie geheim sein sollten; vielmehr mußten diese Verbindungsgänge auch gegen oben, gegen das mörderische Mörserfeuer, also die Geschosse der Steilfeuergeschütze, abgesichert sein. Überdies wurden auch unterirdische Gänge vom Innern der Festungen unter den großen Wällen hindurch ins Vorfeld geführt, um allfällige gegnerische Geschützstellungen oder vorgetriebene Sappen zu untergraben und in die Luft zu sprengen.

Anders als mit den Fluchtgängen stand es mit den Flucht- und Ausfalltoren. Brennpunkt des Kampfgeschehens um eine Burg war vielfach die Zone des Zuganges, des Haupttores. Deshalb wurden im Laufe der Zeit die Tore mit gestaffelten Hindernissen geschützt. Daneben fanden wir auf verschiedenen Burganlagen Spuren von Ausfalltörcchen. Ein solches ist in Spuren auf der Schwanau, Kt. Schwyz, erhalten. Es diente wohl vor allem dazu, den Zugang zum See – die Burg ist auf einer Insel im Lauerzersee errichtet – und damit die so notwendige Wasserversorgung sicherzustellen.

Eine Art Geheimgänge, aber oberirdisch, lassen sich in einzelnen größeren Anlagen des französischen Sprachraumes feststellen. Es handelt sich dabei um

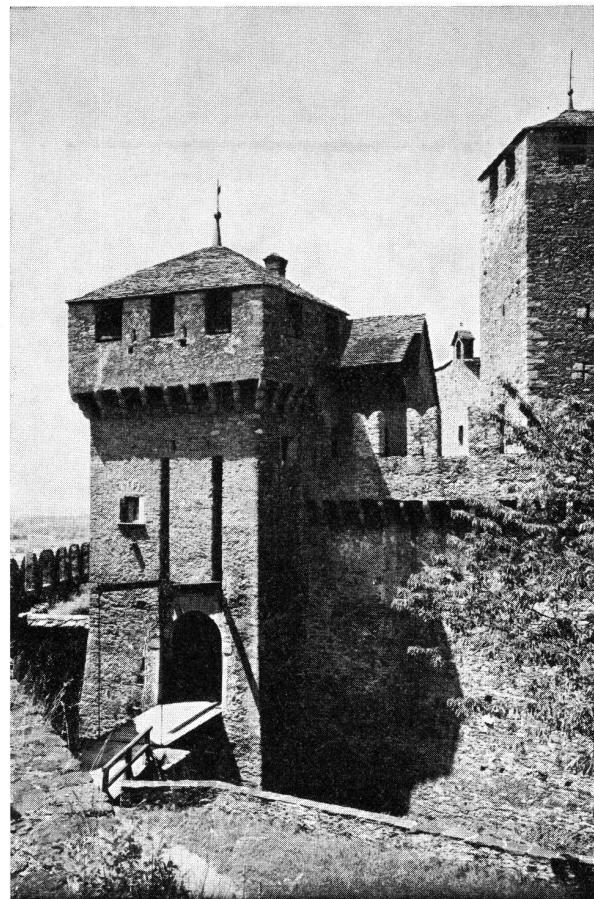
Treppenanlagen, welche nicht im Raum selbst, sondern innerhalb der sehr dicken Mauern von Stockwerk zu Stockwerk führten. Ein treffliches Beispiel ist uns in Mötiers im Val de Travers, Kt. Neuenburg, erhalten.

Mittelalterliche, unterirdische Geheimgänge weitreichender Bauart spielten in unserer Gegend im Burgbau keine oder nur eine sehr bescheidene Rolle. Ihre Existenz ist wenigstens bis jetzt nicht belegt, und was sich an unterirdischen Gängen erhalten hat, stammt aus der jüngeren Epoche des Festungsbaus.

Hugo Schneider

Toranlagen an mittelalterlichen Wehrbauten

Tore waren meist gefährdete Punkte an einer Burg. Dorthin richteten sich in erster Linie die gegnerischen Angriffe. Aus diesem Grund finden wir bei den frühen Burgen, jenen des 11. und 12. Jahrhunderts, die Eingänge, weil vielfach noch die Palisade den Burgbereich schützte, hoch oben an den Bergfrieden. Den Palisaden ihrerseits waren Gräben vorgelagert, welche von wegwerfbaren Brücken oder Zugbrücken überquert wurden. Diese Tatsache besagt, daß die Palisaden nur einen Notbehelf darstellten, daß man sich



Bellinzona TI Castell Montebello (Burg Schwyz). Besonders markantes Beispiel eines befestigten Torbaues mit Burggraben und Zugbrücke aus der Wende 14./15. Jahrhundert. Die stark zerfallene Anlage wurde in den Jahren 1902/1903 wieder vorbildlich restauriert.